

Hans Maier

Romano Guardini (1885-1968)

Vortrag in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften am 25. April 2005
im Rahmen der Reihe ‚München leuchtet für die Wissenschaft‘

I

Guten Abend, meine Damen und Herren. Im Rahmen der Vortragsreihe „München leuchtet für die Wissenschaft“ will ich heute zu Ihnen über den Theologen und Religionsphilosophen Romano Guardini sprechen - einen Gelehrten, der in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in München eine weitgespannte, bis heute spürbare Wirksamkeit entfaltet hat.

Ich tue das sehr gern, habe ich doch Guardini in meinem Studium noch selbst kennengelernt. Ich bin ihm 1952 in Berlin beim Katholikentag begegnet, habe 1954 in München seine Vorlesung gehört und war 1962, nach meiner Berufung nach München, noch ganz kurze Zeit sein Kollege. Wer war dieser Professor Romano Guardini? Worin lag seine Bedeutung? Welche Spuren hat er hinterlassen? Wie kam er als Italiener überhaupt nach Deutschland, wie kam er speziell nach Bayern, nach München?

Zunächst ein Blick auf Guardinis Lebensweg von den Anfängen bis zur Münchner Zeit. Der Bayerische Rundfunk hat dazu einen kleinen Film vorbereitet.

Zuspieler 1: Guardini – Stationen seines Lebens

Sie hören es: Der hier vorträgt, spricht nicht wie einer, der auf sein Wissen pocht, er spricht eher tastend, suchend, aus einer demütigen Fraglichkeit heraus. Guardini fällt als Theologe nicht mit der Tür ins Haus. Er hat Respekt vor den Kindern dieser Welt, auch vor den Skeptikern und Ungläubigen, den Zweifelnden und Verzweifelten.

Romano Guardinis Persönlichkeit ist nicht auf eine einfache Formel zu bringen. In seinem Leben, seinem Schaffen gibt es deutlich fühlbare Gegensätze. Er war gebürtiger Italiener – und lebte und wirkte doch zeitlebens unter Deutschen als ein deutscher Autor. Er war ein Sprach- und Formkünstler von großer Klarheit und Durchsichtigkeit – und fühlte sich doch immer wieder vom Norden und seiner eigenwilligen Ornamentik angezogen. Er war Theologe und gläubiger Christ – und blieb doch keineswegs von Zweifeln und Unsicherheiten verschont. Er predigte von Kirchenkanzeln – aber er wandte sich in seinen Büchern, Schriften und Reden zugleich auch an Menschen, die niemals in eine Kirche gingen. Er war Wissenschaftler, Gelehrter, Universitätsprofessor – und klagte doch zu wiederholten Malen, ihm fehle eigentlich „das Fach“. Gelegentlich bezeichnete er sogar die Universität als seine „unglückliche Liebe“. Er lebte am liebsten in Großstädten, unruhig von Wohnung zu Wohnung ziehend – und kehrte doch immer wieder bei Josef Weiger, einem Dorfpfarrer im schwäbischen Mooshausen, ein; das meiste, was er schrieb, legte er zunächst seinem Freund vor, dieser gab es nach der Lektüre

gewissermaßen frei - ein höchst privates, aber für Guardini wichtiges „Imprimatur“. Kurzum, dieser Romano Guardini war kein „ausgeklügeltes Buch“, er war ein Mann mit seinem Widerspruch – und dazu passt es, dass sein philosophisches Hauptwerk aus dem Jahr 1925 den Titel „Der Gegensatz“ trägt (die Vorstufe, 1914 als Manuskript gedruckt, hieß, noch deutlicher, „Gegensatz und Gegensätze“).

II

Romano Guardini kam als Kind, kaum ein Jahr alt, mit der elterlichen Familie aus Italien nach Mainz. Der Vater wurde später in der Domstadt italienischer Konsul. Er fühlte sich in Deutschland nur als Gast. Aus seinem Mund hörte Romano die ersten Dante-Verse im Original. Stärker noch als der Vater war die Mutter von Italien geprägt. Als italienische Südtirolerin hegte sie eine ausgesprochene Abneigung gegenüber der habsburgisch-deutschen Umgebung, in der sie aufgewachsen war. Die Familie war katholisch, mit einem Schuss patriotischer Aufsässigkeit. Das Risorgimento wirkte nach; man dachte und empfand national und liberal.

Der Mutter war es keineswegs recht, dass Romano als ältester ihrer vier Söhne sich entschloss, Theologie zu studieren und Priester zu werden; sie fand diese Berufswahl, wie sie sagte, „genant“. Noch bekümmert waren die Eltern darüber, dass ihr Ältester kein Italiener mehr sein wollte, dass er Deutscher wurde, im Ersten Weltkrieg als Militärkrankenwärter deutsche Uniform trug, während zwei seiner Brüder in der italienischen Armee dienten.

Von seinem Vater hatte Romano, nach wiederholtem Bekunden, die ihn lebenslang begleitende Schwermut geerbt. Ungeachtet der vielfach bezeugten starken Wirkung, die er auf junge Menschen ausübte, war er kein fröhlich erobernder, sorglos voranschreitender, sondern ein eher introvertierter, zurückhaltender Typ – dass er bei manchen als hochmütig galt, mag die Kehrseite angeborener Schüchternheit und Unsicherheit gewesen sein. Aber auch die deutsch-italienischen Spannungen in und nach dem Ersten Weltkrieg, die die Familie belasteten, die Loslösung des jungen Priesters von den Eltern, besonders von der Mutter, die nach dem Tod des Vaters in Isola Vicentina bei Vicenza lebte - das alles mag Spuren hinterlassen haben; jedenfalls, der junge Romano wuchs „in Gegensätzen“ auf.

Doch die Spannungen der Herkunft waren auch ein Anreiz zum Nachdenken. Früh versucht der junge Guardini sich über seinen Standort klar zu werden. Er will wissen, wohin er gehört, in welcher Zeit er lebt. 1924/25, als er nach zwanzigjähriger Abwesenheit zum ersten Mal wieder nach Italien kommt, findet er die überlieferte Welt in heftigen Umbrüchen und Veränderungen. Er erlebt den Konflikt zwischen Technik und Natur, den Verfall alter Ordnungen, das plötzliche Musealwerden großartiger Bau- und Kunstwerke, die Verwandlung vieler Dinge, die bis dahin ein individuelles Gesicht getragen hatten, in eine gleichförmig-öde Modernität. Es ist das Erlebnis einer Wende, eines Epochenbruchs. Eine Welt großer Natur, erlesener Schönheit, gewachsener Kultur versinkt. Und was tritt an ihre Stelle?

An seinen Freund Josef Weiger schreibt er in den „Briefen vom Comer See“: „Mir ist, als stehe ich mitten in einem Wogen; überall bricht es, strömt, sinkt und schwillt. Ich will sehen, ob ich die Richtungen finden kann und die Wege. Ich will wissen, was in

all den tausend Gestalten und Ereignissen unserer Zeit vor sich geht. Ich fühle mich daran beteiligt, so tief, dass ich sehr erschrak, als es mir zum ersten Male ganz klar wurde...Ich weiß noch nicht, wohin die Frage führen wird. Ich fange an und setze Schritt vor Schritt...“

Aus manchen Sätzen des frühen Guardini spricht ein melancholisches, ja pessimistisches Zeitgefühl. Auf der einen Seite übt er heftige Kritik an der neuen Zivilisation, die von Nordeuropa, den USA her das alte Europa überzieht, er verteidigt das Okzidentale, Alteuropäische, Mittelmeerische – auf der anderen Seite entdeckt er staunend, wie sich in den Bewegungen der Gegenwart neue weltweite Zusammenhänge bilden, eine neue Oikumene sichtbar wird - ein „Bewusstsein von der nicht mehr erweiterbaren Wohn-, Lebens- und Wirkfläche“ der Erde im ganzen.

„Der Erdraum wird überschaut. Es sind keine Möglichkeiten des Ausweichens mehr, keine Reserven.

...Mir scheint, was ‚Politik‘ in der anspruchsvollen Bedeutung des Wortes meint, wird jetzt erst deutlich. Jetzt beginnt unsere äußere menschliche Existenz gleichsam unter einen Randdruck zu geraten, weil kein Ausweichen in Umliegendes mehr möglich ist, weil nun absolute Grenzen sind. Nun werden die Fragen des ‚Verhältnisses‘ ganz dringlich; das aber sind die eigentlichen politischen. Die Fragen: Wie die im geschlossenen Felde wirkenden Kräfte sich zueinander stellen; wo die wesentlichen Gliederungen und Ordnungen liegen. Dass nun die Erde als endgültig geschlossenes Feld von bestimmter Größe vor uns liegt, wird einen eigentümlichen Druck ‚von außen her‘ erzeugen, einen Randdruck, staatlich, wirtschaftlich, kulturell, ja seelisch. Dieser Druck wird alle wesenhaften Gliederungspunkte und Verhältnisformen zu ihrer eigentlichen Bedeutung hervortreiben; zu jeder, vor allem aber zu ihrer politischen Bedeutung: Menschheit, Kulturkreis, Volk, Persönlichkeit. Ja selbst Gemeinde, Familie – ich glaube nicht, dass irgend etwas davon ‚überholt‘ ist...“

Gleichsam im Vorübergehen entdeckt Guardini in den zwanziger Jahren Themen, die erst viele Jahre später, nach dem Zweiten Weltkrieg, öffentlich bedeutsam werden: das Thema der Ökologie, das Thema der „Grenzen des Wachstums“, das Thema der „Erdpolitik“, das Thema der „Weltkulturen“. Auch den Trend zur „Föderalisierung“, zur stärkeren Betonung subsidiärer Strukturen, die Relativierung des Zentralstaats und Nationalstaats im 20. Jahrhundert sieht er schon damals mit großer Hellsicht voraus.

Zu welchem Schluss kommt Guardini in seinen Zeitreflexionen? Verklärt er die Vergangenheit, wie es - gegen den Zeitgeist - viele Katholiken seit dem 19. Jahrhundert taten? Redet er, wie nicht wenige unter den europäischen Jugendbewegten seit der Jahrhundertwende, einer romantischen Restauration das Wort? Oder wirft er mit großer Geste die Anker in die Zukunft, um bedingungslos für das Kommende zu optieren, einfach „weil es das Kommende ist“? Weder das eine noch das andere. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, die sensible Guardini-Biographin, weist auf eine Doppelbewegung hin, die das ganze Werk Guardinis durchzieht: die Bereitschaft nämlich, auf der einen Seite Verluste zu benennen, zerstörende Tendenzen sichtbar zu machen, zugleich aber auch – manchmal fast in Selbstüberwindung - das Neue zu bejahen. „Die Grundgestalt der Analyse ist dabei nicht einfachhin negativ eingefärbt, sondern versucht, aus dem Versinkenden das Kommende vorauszusehen.“ „Unser Platz ist im Werdenden“, heißt es programmatisch in den „Briefen vom Comer See“. Es sind immer zwei komplementäre Bewegungen, die Guardini in seinen Zeitdiagnosen – und in seinem

Werk - vollzieht: eine analytische und eine verarbeitende, eine kritische und eine aneignende. Es ist ein „Hinausgehen aus der Zeit, um dann desto fester darin zu stehen“ (G 198). Dabei hat der kritische Zugriff auf die Gegenwart nie die Schärfe einer absoluter Negation, was ihn – trotz manchmal erstaunlicher verbaler Nähe! – von der „negativen Dialektik“ der späteren Frankfurter Schule abhebt. Aber die Liebe zur Zukunft ist bei Guardini auch kein *Amor fati* im Sinne Nietzsches – Lieben, was man nicht ändern kann - ; sie entspringt vielmehr der Überzeugung, dass auch der Mensch des technischen Zeitalters am Ende nicht aus Gottes Sorge und Liebe herausfallen kann. Die Antwort auf die Frage nach der Zeit kann – wie Guardini um 1933 notiert (Z 6) – „nur aus einer Betrachtung der Zeit selbst kommen – einer solchen freilich, welche an Gottes Liebe glaubt und die eigene Zeit liebt.“

Dem älter gewordenen Guardini fiel es – nach dem Dritten Reich, dem Krieg, dem Erlebnis der modernen Diktaturen - zunehmend schwerer, nach der ersten auch die zweite Bewegung zu vollziehen, obwohl er dies doch die längste Zeit seines Lebens unbeirrt getan (und so eine große Zahl von Menschen für die Begegnung mit der Wirklichkeit gewonnen) hatte. In Büchern wie „Die Macht“ oder „Das Ende der Neuzeit“, beide nach 1945 erschienen, nahm Guardinis Kritik am Bestehenden schärfere, dezidiertere Formen an. Das Pathos der Aneignung wurde schwächer und verblasste schließlich ganz. (Dass hierüber ein Streit selbst im Kreis der Schüler Guardinis ausbrach, ganz abgesehen vom grundsätzlichen philosophischen Widerspruch, den Guardinis Thesen bei Hans Blumenberg in seinem Buch „Die Legitimität der Neuzeit“ fanden – hatte seine innere Logik.) Zugleich erscheint die Vergangenheit, das Mittelalter, die Welt Dantes in Guardinis Spätwerk in nostalgischen und verklärten Farben. In die Träume des alten Mannes, die sein Tagebuch sorgfältig festhält, fallen immer wieder das verlorene Rothenfels, das verlorene Isola Vicentina ein: die mittelalterliche Burg und die italienische Villa, Bilder einer glücklichen, aber dahingegangenen Welt, von denen der Erwachende nur resignierend sagen kann, dass sie „schon verloren (sind) oder verlassen werden (müssen).“

III

Rothenfels in Unterfranken ist ein Ort, der in Guardinis Leben eine besondere Bedeutung hat. Hier ist das Zentrum seiner bekanntesten und sichtbarsten öffentlichen Wirksamkeit als Anreger und Gestalter der liturgischen Bewegung.

Zuspieler 2: Burg Rothenfels und die Liturgieerneuerung

Nicht dass Guardini das, was wir liturgische Erneuerung nennen, als erster erfunden und begonnen hätte. Er steht hier in einer älteren Tradition. Seit 1841 war die französische Abtei Solesmes bemüht, die liturgischen Formen, Texte, Gesänge in ihrer ursprünglichen Gestalt freizulegen. In Deutschland nahmen die Klöster Beuron und Maria Laach diese Bewegung auf. Der erste Band des „Jahrbuchs für Liturgiewissenschaft“ verzeichnet unter den Herausgebern auch den Namen *Dr. Guardini, Privatdozent in Bonn*.

Guardinis Beitrag zur Liturgiereform war, aufs ganze gesehen, weniger fachwissenschaftlich als praktisch-religiös – das Wort Praxis freilich in einem anspruchsvollen Sinn verstanden. Was er wollte, was er im Lauf seines Lebens auch

verwirklichte, war ein Doppeltes: einmal die liturgische Bewegung aus ihren klösterlichen und akademischen Mauern herauszuführen in die Gemeinden, das Volk, hinein; und, Hand in Hand damit, die Gläubigen liturgisch zu bilden durch Theologie und Pastoral. Als Kaplan in Mainz und später als Universitätslehrer in Bonn und Berlin hätte Guardini das kaum leisten können. Auch die Verbindung mit Beuron und Maria Laach hätte dazu wohl nicht ausgereicht. Es musste etwas hinzukommen, was kaum vorauszusehen, noch weniger zu planen war: die Verbindung von liturgischer Bewegung und Jugendbewegung im Jugendbund *Quickborn*, in den Treffen auf Burg Rothenfels von 1919 an – eine unwiederholbare Konstellation, eine „Scheitel- stunde“, wie Guardini sagte. Erst damit gewann die liturgische Bewegung ihren „Sitz im Leben“, ihre volle Verbindung mit der Kirche – Voraussetzung ihrer späteren weltweiten Wirkung im Zweiten Vatikanischen Konzil.

Die Erneuerung der Liturgie vollzog sich auf Burg Rothenfels im Rahmen der Erneuerung der Lebensformen, also dessen, wonach die Jugendbewegung lange und verworren gesucht hatte; sie erhielt damit den Zustrom junger Menschen, die Dynamik neu aufbrechender Kräfte. Umgekehrt aber: welche Formkraft erwies jetzt die uralte Überlieferung an dieser suchenden, gegen die Zeit rebellierenden Jugend, welche konkreten Aufgaben wurden ihr gestellt, wie sprang aus den alten Formeln plötzlich die lebendige Gestalt kirchlicher Gemeinschaft hervor! Guardini hat oft geschildert, wie er, als Kaplan in Mainz, bei einer Messe vor dem Allerheiligsten den Tag erhoffte, an dem eine Gemeinde sein *Dominus vobiscum* – der Herr sei mit euch – erwidern würde, er hat von den ersten Versuchen einer Gemeinschaftsmesse berichtet, die er mit der Mainzer *Juventus* unternahm, und von den späteren Zusammenkünften und Werkwochen auf Burg Rothenfels, wo die neue alte Liturgie – lange Zeit von Zweifeln und Restriktionen der Bischöfe begleitet – allmählich Gestalt annahm. Von der Begeisterung, dem Wagemut, dem pfingstlichen Überschwang, der damals herrschte, kann man sich heute kaum mehr eine Vorstellung machen.

In Guardinis Büchern werden die Grundzüge der Liturgie ebenso anschaulich wie streng entwickelt und dargestellt: ihre Klarheit, ihre über das individuelle Beten hinausreichende Objektivität, ihr Stil und ihre Symbolik, ihre gemeinschaftsstiftende Kraft – aber auch ihr dem Zweckhaften enthobener Spielcharakter, ihre „wunderbare Gelassenheit“ und „tiefe Ruhe“. Guardini kam es auf den lebendigen Vollzug an, auf die Verbindung von Leib und Geist, die Begegnung der einzelnen mit der Gemeinschaft. Ihr sollt nicht *in der* Messe beten, ihr sollt *die* Messe beten – dieses Pius X. zugeschriebene Wort stand über dem ganzen Unternehmen. Neue Formen des Gemeinschaftslebens, der Liturgie, der Jugendarbeit und Erwachsenenbildung wurden erprobt. Auf Initiative von Rudolf Schwarz wurden mehrere Räume auf Burg Rothenfels in einer am Bauhaus orientierten Ästhetik neugestaltet. So kam es zu einer ungewöhnlichen und fruchtbaren Verbindung: Guardini als Jugendkaplan, als Liturge, als Burgleiter, geistlicher Erzieher, Volkspädagoge. Seine Wirkung auf die katholische, die deutsche Öffentlichkeit lag nicht zuletzt in dieser Kombination verschiedener, sonst getrennter Elemente begründet.

IV

Ich sprach vom Zeitdiagnostiker, vom Priester, vom Liturgen, vom Erzieher Guardini. Aber war er nicht auch ein Wissenschaftler, ein Hochschullehrer? Er war es in der Tat – aber auch in seinem akademischen Metier gab es Spannungen und

Schwierigkeiten. Und ähnlich wie bei seiner italienisch-deutschen Herkunft war er auch hier gezwungen, aus mannigfachen Nöten eine Tugend, aus vielem, was man ihm vorenthielt, ein Stück Freiheit zu machen.

„Ich liebe die Universität“, schrieb Guardini am 22. Februar 1954 in München. „Jedesmal, wenn ich in ihre Nähe komme, freue ich mich. Die Kollegien sind gut, z.T. sehr gut besucht, und die Studenten vertrauen mir. Und dennoch be- komme ich immer wieder das Gefühl, ich habe eigentlich nicht das Recht, in der Universität zu sein. Der Maßstab, der in ihr gilt und nach dem man zu ihr gehört oder nicht, ganz oder nur halb, ist die Wissenschaft. Ich bin aber kein Wissenschaftler. Ich muss den Mangel des ‚Faches‘ immerfort durch mehr ‚Geist‘ aus- gleichen. Die Situation ist irgendwie illegitim. Die Selbstverständlichkeit des Dazugehörens fehlt. In Berlin kam die Ablehnung der offiziellen Universität hinzu. Das wurde in Tübingen besser. Die Studenten anerkannten mich und die Kollegen irgendwie auch. Hier (sc. in München) wurde es noch besser. Ich bin so etwas wie ein Glanzstück – und dennoch! Es ist dafür gesorgt, dass man sich nichts einbildet.“

Guardinis Weg zur Professur war schwierig. Auf den Berliner Lehrstuhl war er auf Initiative Carl Heinrich Beckers, des damaligen Staatssekretärs im preußischen Kultusministerium, berufen worden – er kannte und schätzte Guardini aus der Jugendbewegung. Günther Wirth hat den Hergang – fast eine Kriminalgeschichte! – aus den Akten untersucht und dargestellt. Sein Fazit: „Um den Widerstand der konfessionalistisch orientierten Protestanten des Evangelischen Bundes (nicht so sehr der theologischen Fakultät) und dem der Berliner philosophischen Fakultät (aufgrund eines Gutachtens immerhin von Ernst Troeltsch) begegnen und Romano Guardini in Berlin durchsetzen zu können, musste Becker Guardini an die katholisch-theologische Fakultät der Friedrich-Wilhelm-Universität Breslau berufen, von wo der Führer der katholischen Jugendbewegung als ‚Ständiger Gast‘ an die Berliner Universität ‚abgetreten‘ wurde (und als ‚Ständiger Gast‘ stand er im Vorlesungsverzeichnis ganz hinten in der Nähe des Sportlehrers)... Guardini saß also in Berlin buchstäblich zwischen allen (Lehr-)Stühlen, und er machte hieraus etwas Singuläres, zumal nach 1933...“

Guardini hatte, als er den Berliner Ruf annahm, *freiwillig* auf das ‚Fach‘, die Fachtheologie verzichtet, obwohl er sich 1922 in der Bonner Theologischen Fakultät habilitiert hatte und anschließend zwei Semester als Privatdozent für Dogmatik in Bonn tätig gewesen war. Und er hatte *unfreiwillig* auf die normalerweise mit einem Ordinariat verbundenen akademischen Rechte, also die Teilnahme an der Selbstverwaltung, die Übernahme von Ämtern usw. verzichten müssen, da eine Berufung in eine Fakultät nicht möglich gewesen war. Guardini hat in Berlin niemals Studenten examiniert, war auch nie Dekan oder Rektor, nahm, soweit wir wissen, nie als Gast an einer Fakultätssitzung teil, ließ sich wohl auch selten oder gar nicht im Dozentenzimmer sehen. Die Beziehungen zu den Berliner Kollegen blieben spärlich bis auf wenige Ausnahmen: Eduard Spranger, Werner Sombart, Werner Jäger. Im ganzen war Guardini, trotz wachsender öffentlicher Resonanz, in der Berliner Universität isoliert. „Für die Universität“, so bemerkte er später bitter, „war ich der vom Zentrum aufgezwungene Propagandist der katholischen Kirche, welcher an der ‚Hochburg des deutschen Protestantismus‘ nichts zu suchen hatte, und sie zeigte mir das auf jede Weise.“

Guardini hat nie den Versuch gemacht, an Universitäten sein Promotionsrecht wahrzunehmen – weder in Berlin, wo dies in der Tat schwierig gewesen wäre und ein Antrag wohl wenig Chancen gehabt hätte, noch später in Tübingen oder München, wo ihm dieses Recht als Fakultätsmitglied selbstverständlich zustand. Offensichtlich legte er auch keinen Wert auf einen „Stamm“ von Doktoranden oder Habilitanden. Er wollte keine „Schule“ bilden. Auch die Übungen und Seminare, die er abhielt – vor allem das seit 1926 regelmäßig angebotene „Religionsphilosophische Seminar“ – traten hinter den Vorlesungen deutlich zurück. Vorlesungen waren und blieben das wichtigste Instrument in Guardinis akademischer Existenz. Sie waren ihm wichtig, und er bereitete sie sorgfältig vor. Hier versuchte er Ernst zu machen mit seinem Lehrauftrag für „Katholische Weltanschauung“ – mit der Bemühung, die Welt mit christlichen Augen zu sehen und zugleich der gläubigen Existenz den Reichtum der Welt, die Vielfalt der Kulturen zu erschließen.

Guardinis Schüler waren nicht Seminaristen, Doktoranden, Dozenten, es waren die Hörer seiner Vorlesungen, seiner Reden und Predigten. Und es waren seine *Leser*. Es dürfte kaum ein Buch Guardinis geben, das nicht aus Vorlesungen, Reden, Predigten hervorgegangen wäre. Auf ein Universitätsseminar dagegen, eine Pflanzstätte für Wirkung, Einfluss, Macht hat der schüchterne und schwächliche Mann wenig Wert gelegt – umso mehr freilich, vor allem später, im Dritten Reich, auf die intensive, oft wortlose Übereinstimmung mit seiner Hörerschaft und Leserschaft.

So bildet sich seit den Jahren der Weimarer Republik die unverkennbar eigene Arbeitsweise Guardinis heraus. Sie erwächst aus einer Mischung: aus *akademischem Entzug* einerseits, *freiwilligem Verzicht* andererseits. Das Fachliche tritt zurück – dafür gewinnen interdisziplinäre, philosophische, „universitäre“ Fragestellungen neues Gewicht. Die Anforderungen an Geist und Form des Vortrags nehmen zu, je mehr die Routine des „Fachs“ mit ihren wohlütig entlastenden Formeln und Wiederholungen verschwindet. Vom „normalen“ Universitätsprofessor beginnt sich Guardini, je bekannter er wird, auf doppelte Weise zu unterscheiden: durch das Neue, Unerprobte, Unkonventionelle der Fragen und Gegenstände, die er behandelt – und durch die künstlerische Formung, die literarischen Qualitäten seiner Darstellung.

Der wachsende schriftstellerische Erfolg des Universitätsgelehrten ist kein Zufall. Mit seinen Literaturinterpretationen erreicht Guardini rasch ein breites Publikum, weit über den katholischen Bezirk hinaus. Als Frucht der Berliner Vorlesungstätigkeit erschienen 1935 die Monographien über Pascal und über Augustinus, 1939 die über Dostojewskij und Hölderlin, 1943 über Sokrates; später kamen Studien über Dante, Nietzsche, Rilke hinzu. Das Arbeitsgebiet des Theologen und Philosophen, abgesteckt mit den Bonaventura-Studien der Promotion und Habilitation, weitet sich auf diese Weise ins Historische, Literarische, Ästhetische hinein; ja es greift schließlich über die Fachwissenschaften hinaus.

Mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit wird Guardini in den Berliner Jahren allmählich unabhängig von seiner – zumindest psychologisch – eher unzulänglichen akademischen Existenz. Als die Nationalsozialisten ihm 1939 die Professur entziehen, jedoch eine mögliche Rückkehr ins „Fach“, in die Fundamentaltheologie oder Dogmatik, offen lassen, da kann er sich – auch im Hinblick auf seine literarischen Einnahmen – aus freien Stücken für die Pensionierung entscheiden.

V

Nach dem Krieg standen Romano Guardini mehrere Optionen offen. Er konnte versuchen, als Pensionist und freier Schriftsteller weiterzukommen (die Publikationsmöglichkeiten tendierten in Deutschland 1944-46 freilich gegen Null!). Er konnte zurück ins theologische oder philosophische „Fach“ – die Universität Freiburg bot ihm schon 1945 den Konkordatslehrstuhl für Philosophie an und ein Jahr später sogar die Heidegger-Nachfolge. Guardini lehnte beides ab. Er entschied sich für einen dritten Weg, nämlich die Fortsetzung seines Berliner Lehramts an neuer Stelle.

Zuspieler 3: Guardini in München

„In München einen Lehrstuhl zu bekommen, war immer mein Wunsch“, bekannte Romano Guardini im Januar 1947 in einem Brief an Friedrich Glum von der Bayerischen Staatskanzlei. War ihm das kleine Tübingen zu eng? Brauchte er den Reiz der Großstadt? In den spärlichen Tagebuchnotizen Guardinis finden sich neben anerkennenden Worten auch kritische (und selbstkritische!) über München. Der Lärm, der Wechsel der Eindrücke, die Flüchtigkeit, das Ephemere, Gesellschaftliche – das stieß ihn zeitweise ebenso ab, wie es ihn zu anderen Zeiten anzog.

Aber Guardini brauchte als Nervenmensch, als Ästhet und Autor einen Lebenshorizont von großzügigem Zuschnitt. Er brauchte einen Ort, der Möglichkeiten der Sammlung, aber auch der wechselnden Anregung und Zerstreuung bot. Die Arbeit an Vorlesungen und Büchern erforderte intensive Konzentration – sie wurde nicht nur am Schreibtisch und beim Diktat geleistet, sondern bereitete sich auch im Freien vor, in Parks, an Flussläufen und Seen – das galt für das heimatische Isola Vicentina wie für Berlin und München.

In München spielte sich Guardinis Tätigkeit in einem Dreieck zwischen der Bogenhausener Wohnung, dem Englischen Garten, der Ludwig-Maximilians-Universität und der Ludwigskirche ab. Doch der Unruhige blieb auch in München nicht immer sesshaft. Viele Fahrten, immer wieder zu Josef Weiger nach Mooshausen, aber auch zu Freunden in Oberbayern, gehörten zu seiner Lebensökonomie – und ebenso Theater- und Filmbesuche und die Teilnahme am akademischen Leben - und nicht zuletzt die ständige Lektüre von Klassikern und Neuerscheinungen, die vom Theologisch-Philosophischen bis zur Dichtung, zu Goethe, Goldoni, Leopardi, Baudelaire, Claudel, Thomas Mann reichte, die aber auch Unterhaltsames wie die besonders geschätzten Krimis nicht ausschloss.

In München dringt Guardini wiederum auf seine „Berliner Privilegien“; wiederum werden sie von der bayerischen Kultusverwaltung ohne Zögern bestätigt. „Der Genannte braucht an der Universität München keine Examina abzunehmen und keine akademischen Ämter zu übernehmen...“, heißt es in einer Entschließung des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus vom 13. März 1948, die frühere Tübinger Formulierungen aufnimmt.

Endgültig prägen sich in München die Formen der Wirksamkeit Guardinis an der Universität aus: der Schwerpunkt liegt bei den großen Vorlesungen, die zeitweise mehr als 600 Hörer (soviel fasst das Auditorium Maximum) anziehen; bei Vorträgen in München sind es über 1000, einmal im Kongressaal des Deutschen Museums

sogar über 2500 Hörer. Übungen und Seminare, anfangs noch angeboten, verschwinden in München, wenn man das Vorlesungsverzeichnis verfolgt, ab Sommersemester 1952 gänzlich. Guardini prüft nicht, er nimmt kein Promotionsrecht wahr, er beteiligt sich nur gelegentlich an Fakultätssitzungen, an der Rektorwahl – ohne große Begeisterung, immer mit Klagen über die verlorene Zeit.

Guardinis erste Vorlesung in München im Wintersemester 1948/49 handelt über „Tod und Unsterblichkeit in der platonischen Philosophie“. In den folgenden Jahren kehren die großen Interpretationsvorlesungen wieder: über Rilke, Hölderlin, Augustinus – und immer wieder über Dante. Ein neuer Akzent in München ist die Ethik. Vom Wintersemester 1950/51 an hat Guardini nicht weniger als elfmal hintereinander über Fragen der Ethik gelesen (bis zum Wintersemester 1955/56); später taucht das Ethik-Thema erneut auf im Rahmen von Betrachtungen über die christliche Existenz. Es bleibt auf der Tagesordnung, bis im Wintersemester 1962/63 das Ende der Vorlesungen in München überhaupt erreicht ist.

Wer in jenen Jahren Guardini über Ethik sprechen hörte, der hatte den Eindruck eines insistierenden, immer wieder neu ansetzenden Anlaufs. Das Thema Ethik hat Guardini in München in seinen letzten Lebensjahren beschäftigt wie kein anderes. Über die Gründe kann man spekulieren. War es das Gefühl, die zeitgenössische Philosophie (und Theologie!) sei dem Ethischen, Praktisch-Politischen etwas schuldig geblieben? Hat vielleicht auch Guardinis intensive Beschäftigung mit der „Weißen Rose“ und mit dem Widerstand im Dritten Reich dazu geführt, entsprechende Defizite aufzudecken? In der Tat gab es im Werk des von ihm bewunderten Martin Heidegger keine Ethik – und auch von Heideggers Nachkriegs-Antipoden Adorno kamen, wenn er über Ethik handelte, nur Fragmente, „Minima Moralia“. Dem Existentialismus wie dem dialektischen Denken blieb die politische Praxis fremd. Und die Jugendbewegung, der sich Guardini zeitlebens eng verbunden fühlte, hatte ihren Personalismus in weiten Strecken auf eine strikte Absage an „die Gesellschaft“ gegründet. Dachte Guardini im Hinblick auf das Erlebte daran, hier etwas ändern zu sollen, ändern zu müssen? Das wird man vermuten dürfen, auch wenn man in seinen Aufzeichnungen darüber wenig findet. Auch dass sich Guardini am Neuaufbau der politischen Bildung in Bayern beteiligte, dass er Mitgründer der Akademie für politische Bildung Tutzing wurde und im Kuratorium dieser Einrichtung mitwirkte, weist in diese Richtung.

Guardini hat in München über eine lange Zeit Vorlesungen gehalten, weit über das Emeritierungsalter hinaus. Als er im Herbst 1962 den Antrag auf Emeritierung stellte, war er 77 Jahre alt. Im Zug des Verfahrens brachte das Kultusministerium einen k.w.-Vermerk („kann wegfallen“) an Guardinis Professur an – sie war ja in der Tat ad personam geschaffen worden. Als Guardini das erfuhr, schob er das Emeritierungsgesuch auf und setzte sich für den Erhalt des Lehrstuhls ein. Er hatte Erfolg – der k.w.-Vermerk wurde gestrichen. Und so gibt es den Guardini-Lehrstuhl an der Münchner Universität bis heute; nach Karl Rahner, Eugen Biser und dem Vortragenden nimmt ihn gegenwärtig Rémi Brague wahr.

Berthold Gerner hat in seinem Werk „Romano Guardini in München“ die Menschen um den späten Romano Guardini verzeichnet – eine „Sozialbiographie“, wie er es nennt. Hier tauchen viele Namen von Freunden und Weggenossen auf: Eugen und Maria Jochum, die Sattlers, Johannes Spörl, Karl und Maria Forster, Felix Messerschmid, Michael Schmaus, Helmut Kuhn, Hermann Krings – und noch viele

andere. Wichtig war Guardinis Tätigkeit in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, wo er mit Heidegger, Heisenberg und den Brüdern Jünger zusammentraf, in der Ulmer Volkshochschule, der Gründung von Inge Scholl und Otl Aicher, wo er mehrfach referiert hat, und in der – von ihm mitkonzipierten und mit einem Festvortrag eröffneten Katholischen Akademie in Bayern.

Zahlreiche Ehrungen erfreuten ihn im Alter: so erschien ihm die Verleihung des Prälatentitels als eine lang vermisste Würdigung seines Werkes durch die Kirche. Der Friedenspreis des deutschen Buchhandels, die Goldene Ehrenmünze der Stadt München, die Ehrenbürgerschaft von Verona und Isola Vicentina, die Friedensklasse des Ordens „Pour le Mérite“, der Brüsseler Erasmuspreis waren Zeugnisse öffentlicher Anerkennung in Deutschland und darüber hinaus.

In seinen letzten Jahren lebte Romano Guardini, gequält durch eine schmerzhaft Trigemini-Neuralgie, in zunehmender Einsamkeit, zurückgeworfen auf den engsten Freundeskreis. Ein Brief an Josef Weiger vom 4. August 1963 umschreibt die Thematik, in der der Altgewordene den „inneren Abschluss“ seiner Denkarbeit sieht, mit folgenden Worten: „Etwas von Gottes Loyalität deutlich machen, die ebenso über alles Begreifen geht wie seine Großmut. Und auch etwas von jenem Geheimnis, das den so vielzerstörten Namen der Liebe trägt.“ Und Guardini fügt hinzu: „Müsste der Theologe nicht vor allem um Gott Sorge tragen? Sich dafür verantwortlich fühlen, dass Er mit der ganzen Majestät seines Herrentums im gläubigen Bewusstsein steht? Und wäre damit das Anliegen des Menschen nicht schon ganz von selbst gewahrt?“

Am 1. Oktober 1968 starb Romano Guardini. Er wurde in München auf dem Priesterfriedhof von St. Laurentius begraben. Seine letzte Ruhestätte hat er, fast dreißig Jahre später, in der Münchner Universitätskirche St. Ludwig gefunden. Dort hatte er jeden Sonntag gepredigt – eine Aufgabe, die ihm ebenso wichtig schien wie die Lehrtätigkeit an der Universität.

VI

Zuspielung 4: Guardini und seine Bücher

München bedeutete für Guardini die Vollendung seiner akademischen Laufbahn. Doch trotz der großen Erfolge, des wachsenden Echos blieb er bescheiden und selbstkritisch gegenüber seiner Lebensleistung. Mit zunehmendem Alter legte er sich oft die Frage vor: Was bleibt von meinem Werk? Seine selbstbiographischen Berichte sind Fragment geblieben. Auch die erhaltenen Tagebuchnotizen sind Splitter und bilden kein Ganzes. Mit zwiespältigen Gefühlen sah der Siebzigjährige auf die „vielen Bücher“, die er geschrieben hatte. „Einer könnte mich...fragen: ‚Warum schreibst Du eigentlich so viel?‘ „Die Sachen stehen auf einem Regal in der Ecke meines Arbeitszimmers, damit man sie nicht so ohne weiteres sieht. Aber beim Herumgehen komme ich doch davor, und wenn ich all die Bücher und Büchlein nebeneinander sehe, da wird's mir, wie man im Rheinland sagt, ‚zweierlei‘, und ich gehe schnell weg.“

Guardini hatte auf die Frage „Warum so viele Bücher?“ drei Antworten bereit. Einmal: viele Menschen, die ihn nicht hören konnten, hätten ihn doch wenigstens lesen wollen – und da er ein fleißiger Mensch gewesen sei und ihm die Arbeit Freude machte, kam eben vieles zusammen. Zweitens: fast alle seine Arbeiten seien Gelegenheitsschriften gewesen. Etwas drängte „aus dem Zusammenhang des Lebens heraus zur Sprache“, und da das Leben unendliche Gelegenheiten bietet, war die Summe am Ende groß. Die dritte Antwort ist die interessanteste: In kühner und frommer Unbescheidenheit war Guardini stets der Meinung gewesen, *seine* Gelegenheiten seien auch solche für die Anderen; er hatte immer das Gefühl: „wenn ich von mir her in das Dasein hineinhorchte, dann müsse das, was von daher zu sagen war, auch die Anderen angehen“ (St 302 ff.).

Daran war nun gewiss etwas Wahres. Der Pionier der Liturgiereform hat es noch erlebt, wie seine Gedanken und Vorstöße in der Kirche Gestalt annahmen, wie das Persönliche seiner Existenz ins Allgemeine der Geschichte übergang. Der späte Romano Guardini in München war bereits eine historische Figur. Er hatte die Kirche - bekanntlich ein langsames, oft schwerfällig sich bewegendes Gefährt - in einem zentralen Bereich, der Liturgie, in sanfte, aber irreversible Bewegung versetzt. Er hatte einen Prozess der Erneuerung ausgelöst. Und die Kirche hatte nach längerem Zögern auf ihn gehört, war ihm gefolgt, war einige wenige, aber entscheidende Schritte mit ihm gegangen. Das war nichts Geringes. Guardini hat in der Geschichte des Zweiten Vaticanums, ja in der Kirchengeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts Spuren hinterlassen. Welcher zeitgenössische Theologe – noch dazu „ohne Fach“ - hätte Ähnliches von sich sagen können?